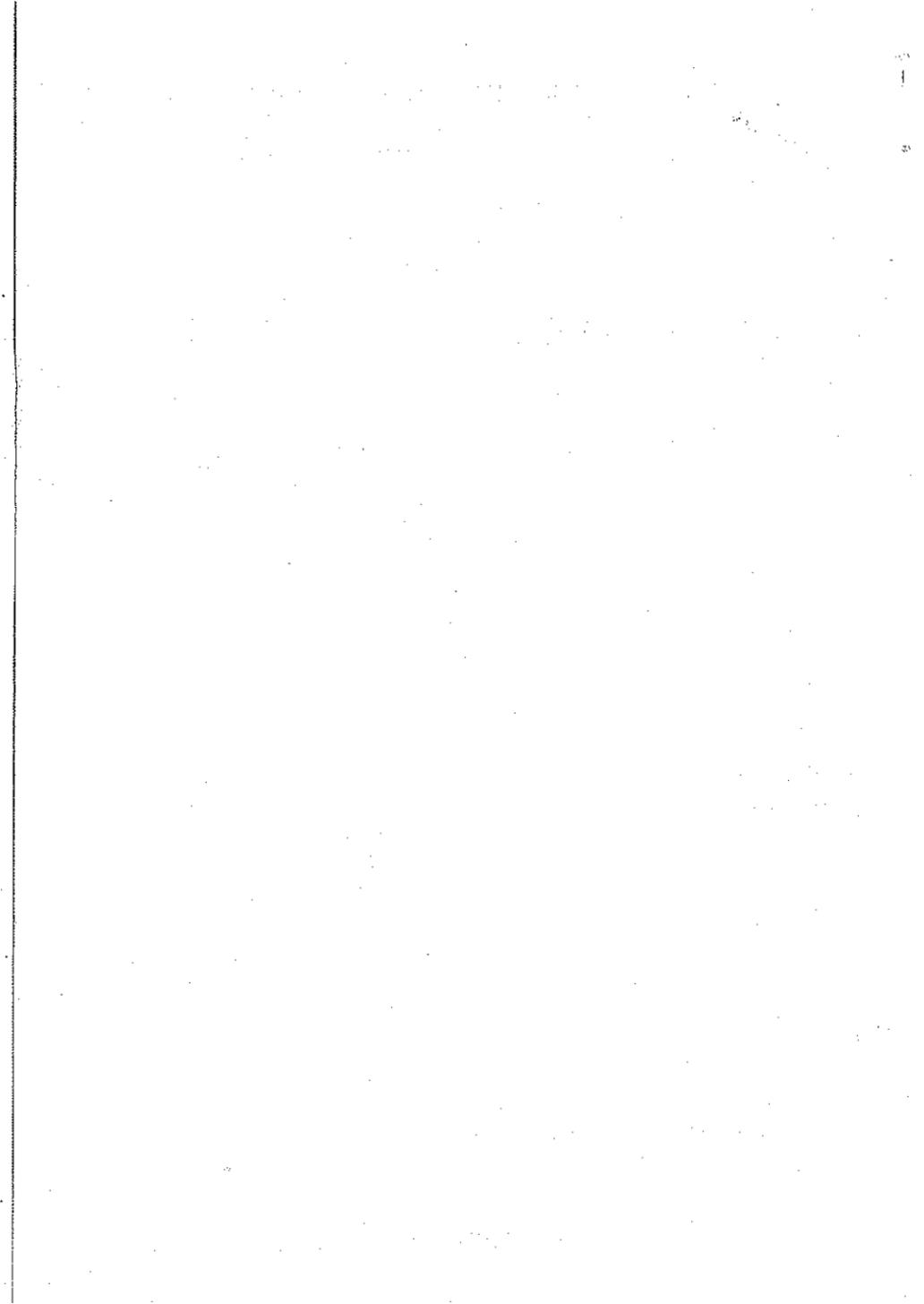


Die Eigenart
des Potsdamer Stadtbildes
und
Vorschläge zu seiner Erhaltung.

Vortrag
im Verein der Haus- und Grundbesitzer C. B.
gehalten von
Kunstmaler Fr. Rumpf.



1913
Druck von Edmund Stein, k. u. k. Hoflieferant,
Potsdam.





Seit vielen Jahren bin ich nach meinen schwachen Kräften bestrebt, dahin zu wirken, daß das einzigartige Bauten- und Straßenbild unserer Stadt Potsdam nach Möglichkeit erhalten bleibe. Diese Tätigkeit hat mich bei vielen meiner Mitbürger in den Ruf eines unverbesserlichen und unverständigen Idealisten gebracht, der, um irgendwelcher künstlerischer Wünsche willen, den wirtschaftlichen Aufschwung, die notwendige Entwicklung der Stadt hemmen oder gar hindern will.

Nichts liegt mir ferner als ein solcher Gedanke. Ich bin der letzte, der irgendwelchen rückständigen Verknöcherungsbestrebungen, irgend einer ungesunden Altermülei das Wort reden möchte, und darum war es mir eine besondere Freude, als ich den ehrenvollen Auftrag erhielt, den Potsdamer Hausbesitzern meine Ziele darzulegen. Ich weiß nicht, meine Herren, ob es mir gelingen wird, durchweg Ihren Beifall zu finden, aber das hoffe ich zuversichtlich, daß Sie die Überzeugung erlangen, in mir keinen einseitigen, verrannten, schrullenhaften Gegner zu haben, mit dem sich überhaupt nicht reden läßt, sondern einen ehrlichen Bundesgenossen, der sich in manchem irren mag, dafür aber jeder Belehrung zugänglich ist, die ihm wohlbegründet erscheint.

Vor 25 Jahren zog ich nach Potsdam. Irgend ein äußerer Zwang dazu lag für mich nicht vor. Meine Studien, zu denen mich die Stadt und ihre herrliche Umgebung anregten, hätte ich ebenso gut von Berlin aus betreiben können, wo ich vorher meinen Wohnsitz hatte. Aber gerade das Wohnen in Berlin sagte mir nicht zu. Der Lärm und das hastende Treiben der Großstadt störten mich nicht erheblich, sondern hatten im Gegenteil oft genug einen willkommenen Reiz für mich. Was

mich abstieß und in mir ein fröstelndes Unbehagen erregte, war das ganz Unpersönliche der Straßen, in denen alle Überlieferung alle Gefühls- und Gedankenarbeit der Baukunst dem nüchternsten, rücksichtslosen Erwerbsfönn des Augenblickes gewichen war, und immer mehr wich. In einem der Berliner Vororte hätte ich mich ebenso wenig wohl fühlen können. Der Zauber des geschichtlich Gewordenen fehlte dort erst recht und oben-drein noch das laute, emsige Leben. Grüne Bäume und verhältnismäßig gute Luft sind mir dafür kein genügender Ersatz und sind es wohl für keinen gesunden Menschen, der nicht mit Wald und Feld verwachsen ist, wie der Förster und der Landwirt, oder der nicht, von Berufswegen, tagsüber an die Schreibstube gefesselt ist, von seinen Geschäften in der Stadt festgehalten wird und dann froh ist, die wenigen Feiertunden des Abends still in seinem Heim zu sitzen, unbekümmert um alles, was außerhalb seiner vier Wände vorgeht.

Potsdam aber erschien mir als eine wirkliche, selbständige Stadt, die fast alle Annehmlichkeiten bot, die ich von einer solchen verlange und von der zu erwarten war, daß sie die wenigen damals fehlenden, in kurzer Zeit erlangen werde, oben-drein aber war es Berlin weit überlegen an einheitlicher, geschlossener Kultur der Bauwerke, bis zu den unscheinbarsten Häusern herab, und ich glaubte sicher damit rechnen zu können, daß die Eigenart seines Stadtbildes bis in absehbare Zeit gewahrt bliebe, da ich keinen Grund einzusehen vermochte, warum sie sich ändern solle.

Diese Erwägungen bewirkten es, daß ich meinen dauernden Wohnsitz in Potsdam nahm. Es soll nicht geleugnet werden, daß dabei auch die bequeme Gelegenheit für Ausflüge zu Land und zu Wasser und außerdem die Nähe Berlins mitbestimmend waren. Im Laufe der Jahre hörte ich von vielen meiner Mitbürger, daß für ihren Entschluß nach Potsdam zu ziehen die gleichen, oder wenigstens fast die gleichen Gründe maßgebend waren.

Die Erwartungen, die ich s. St. an Potsdam knüpfte, haben sich einesteils glänzend erfüllt, andererseits habe ich eine

schwere Enttäuschung erfahren. Was Potsdam vor 25 Jahren an Vorzügen der öffentlichen Wohlfahrt und des Verkehrs noch fehlte, das ist in der Zwischenzeit so vortrefflich und ausreichend nachgeholt worden, daß es sich in diesen Dingen fast mit jeder Stadt, ja mit jeder Großstadt messen kann. Das bauliche Aussehen der Stadt hat aber, besonders in den letzten Jahren, eine Veränderung erfahren, die den Reiz, den es früher besaß, an vielen Stellen empfindlich störte, an manchen ganz vernichtete, und es steht leider zu befürchten, daß diese unwiederbringliche Preisgabe künstlerischer, geschichtlicher und vor Allem gemütlicher Werte noch nicht zu Ende ist, daß sie vielmehr immer weiter und immer schneller um sich greifen wird.

Man wird mir entgegenhalten: Ja, die baulichen Veränderungen an den Potsdamer Häusern sind eben eine unausbleibliche Folge der verbesserten Verkehrs- und Wohlfahrts-einrichtungen. Es geht nicht an, daß man auf Straßen und Plätzen alle Fortschritte der Neuzeit zur Geltung bringt und in und an den Häusern alles beim Alten läßt. Gewiß ist das richtig. Ich müßte meinem Geschmack und meiner Einsicht ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn ich anders dächte. Eine andere Frage ist es aber, ob die Art und Weise, wie in Potsdam die angebliche Anpassung an die Forderungen der Neuzeit erfolgt, überall richtig, unvermeidlich, ja nur vorteilhaft ist.

In alten Städten, die im frühen Mittelalter entstanden sind und sich allmählich weiter entwickelt haben, pflegt in der Regel eine Bauweise zu herrschen, die schlechterdings nicht durchweg in Einklang zu bringen ist mit den Lebensbedingungen einer modernen Stadt.

Die schützende Mauer war die Grundbedingung beim Entstehen solcher Gemeinwesen. Schon bei der ersten Anlage wurde darauf gesehen, den vorhandenen Raum nach Möglichkeit auszunutzen. Die Gassen wurden eng und winklig, die Häuser schmal und hoch aufgeführt, durch Überhänge und

Erster suchte man die dürftigen Innenräume zu vergrößern, so weit es irgend ging. Das Aufblühen einer solchen Stadt, der Zuwachs der Bevölkerung brachte keine Besserung, sondern nur eine Verschlimmerung dieser Mißstände. Bis auf den unentbehrlichen Markt wurden die etwa noch vorhandenen freien Plätze zugebaut, der letzte Rest von Luft und Licht der Stadt genommen. Erst der Fall der Umwallungen konnte solchen Städten Befreiung aus ihrer notgedrungenen Beengung bringen. Die gewonnene Freiheit wurde gewöhnlich zur Anlage weitläufig gebauter Vorstädte benutzt, die sich zu bevorzugten Wohngegenden ausbildeten, während in der Altstadt der Geschäftsbetrieb verblieb. Darum blieb die Altstadt aber nicht unverändert. Die Straßen wurden zum Teil verbreitert, die Schaufenster, früher der Raumbeengung Rechnung tragend, nicht größer als Stubenfenster, wurden erweitert. Dabei wurde das Überlieferte hier mehr, dort weniger geschont und beachtet, ganz unberührt blieb es nirgends. Es wäre aber sehr falsch, dies Schema für die neuzeitliche Umgestaltung alter Städte gedankenlos auf jede Stadt anzuwenden, in jeder Stadt auszuführen. Für Potsdam würde es gar nicht passen.

Potsdam, so wie es heute dasteht, ist fast durchweg im 18. Jahrhundert entstanden. Nur ganz wenige Gebäude und Gebäudereste stammen aus dem 17. Jahrhundert und die Häuser des 19. und 20. Jahrhunderts sind, wenigstens in der Altstadt, sehr stark in der Minderzahl. Diese Altstadt wurde nun von vornherein so weitläufig, so großzügig angelegt, daß von Raumbeengung nichts in ihr zu spüren ist. Wenn sie mit Mauern umzogen wurde, so waren das keine trutzigen Verschanzungen, die feindliche Angriffe abwehren sollten, sondern ganz friedliche Einzäunungen, lediglich bestimmt zur Verhinderung des Schmuggels und des Durchbrennens der Soldaten, sowie zur Ermöglichung der Überwachung der Reisenden, ohne die eine Stadt im 18. Jahrhundert noch nicht auskommen zu können glaubte. Dieses Potsdam wurde nicht nach den Wünschen und Bedürfnissen der damals dort ansässigen Bürger

gebaut, sondern nach dem Willen der Könige, hauptsächlich Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Der erstgenannte Herrscher sah dabei vorwiegend auf rein zweckmäßige, einförmige und nüchterne Bauten, ohne darum einen wohldurchdachten architektonischen Gedanken der ganzen Anlage und einzelne vorzüglich ausgeführte Schmuckgebäude an geeigneten Stellen zu vergessen. Daß für diese mächtig reichen Prunkbauten ausschließlich öffentliche oder königliche Gebäude gewählt wurden, zeugt von dem gesunden wirtschaftlichen Sinn dieses Königs. Ein Zuviel leistete Friedrich Wilhelm I. nur insofern, als er vorläufig Unterkunft für eine Menge von Einwohnern vorsah, die noch gar nicht da waren, doch war er auch unablässig bemüht, die geschaffenen Wohngelegenheiten mit tüchtigen Kolonisten zu bevölkern, die er von auswärts heranzog. Friedrich der Große verließ gleich zu Anfang seiner Bautätigkeit, die weise, vielleicht allzu verständige Einschränkung seines Vaters. Dafür stattete er fast alle Gebäude, die er errichten ließ, besonders auch die Bürgerhäuser, die umgebaut oder neu ausgeführt wurden, mit Schaufseiten von außergewöhnlicher, oft ganz unverhältnismäßiger künstlerischer Feinheit und Pracht aus. Die berühmtesten Paläste des Auslands mußten häufig als Vorbilder dienen, aber auch die Bürgerhäuser, die ganz nach den eigenen Entwürfen seiner Baumeister entstanden waren und bescheideneren Bedürfnissen angepaßt schienen, zeigten äußerlich meist eine Fülle von Schmuck, die sie kaum erhalten hätten, wenn sie von ihren Bewohnern ausgestattet worden wären. Das Innere der Häuser entsprach freilich ihrer äußeren Pracht in der Regel wenig oder gar nicht.

Da die Baukünstler Friedrichs II. zu den tüchtigsten Europas zählten, entstand unter seiner Regierung eine Stadt, die architektonisch ein unvergleichliches Kunstwerk war und als solches auch allgemein bestaunt und anerkannt wurde. Algarotti nannte sie eine Schule der Baukunst, und zahlreiche Reisende kamen im 18. Jahrhundert nach Potsdam, um nicht nur die Schlösser, sondern auch die Stadt zu bewundern und nachher zu rühmen.

Eine andere Frage ist es, ob sich die Bewohner dieser Stadt damals durchweg wohl fühlten. Zum Teil sahen sie jedenfalls in ihren Häusern wie in einem Rock, der für sie viel zu weit und zu kostbar war, und wenn sie diesen Rock auch geschenkt bekommen hatten, mußte er ihnen doch mit der Zeit manchmal recht lästig werden, denn sie hatten die Verpflichtung, diesen Rock in all seiner Herrlichkeit zu erhalten, ihn auszubessern, sobald er schadhaft wurde. Daß dabei den Bedürftigen eine Beihilfe aus königlichen Mitteln gewährt wurde, war nur ein schwacher Trost, denn es steht zu vermuten, daß damals so wie heute, die Bedürftigkeit nicht so ohne weiteres zugestanden wurde. Die Klagen der Potsdamer Hausbesitzer des 18. Jahrhunderts über die Last, die ihnen durch die königliche Schuld aufgebürdet war, sind daher wohl zu verstehen.

Trotz aller Beschwerden und Gegenbestrebungen blieb aber das zur Zeit seiner Entstehung überreiche Aussehen Potsdams weit über 100 Jahre lang in seiner Schönheit erhalten. Im Anfang des 19. Jahrhunderts kamen mancherlei bedeutende Neubauten hinzu, die naturgemäß nicht mehr die Barockformen der früheren Zeit zeigten. Der sogenannte geläuterte Geschmack hatte einen neuen Stil geschaffen. Dieser Stil wurde aber gebildet durch Meister wie Schinkel und seine Schüler, und unter ihrer Hand fügte sich das Neue so selbstverständlich, so organisch dem Alten ein, daß kein Mißton in das Bild der Stadt kam. Zu Ende des 19. Jahrhunderts, als in Potsdam, wie überall in Deutschland ein mächtiger Aufschwung einsetzte, war das ehemals zu weite und zu reiche Gewand der Stadt für die neuen Aufgaben gerade recht in dem südlichen Teile der Altstadt von der Charlottenstraße bis zur Havel. Mit ganz geringfügigen Änderungen konnten dort die Schaufseiten der Häuser allen Ansprüchen angepaßt werden. Die notwendigen Änderungen im Innern der Häuser sind freilich schwieriger, haben aber mit dem Städtebild, von dem ich hier allein sprechen will, nichts zu schaffen. In dem Stadtteil nördlich der Charlottenstraße, bis zu den alten Mauern,

der vorwiegend aus den schlichten Nützlichkeitshäusern Friedrich Wilhelms I. besteht, können die räumlich beschränkten Gebäude nicht ohne weiteres den Forderungen der Neuzeit dienstbar gemacht werden, dort würden aber auch durch verständige, geschmackvolle Umbauten keine erheblichen Kunstwerte zerstört, eher reichere geschaffen werden können. In Wirklichkeit wurde aber fast nirgends an eine weise Ausnutzung des Vorhandenen an eine liebevolle Anpassung an das Überlieferte gedacht, es wurde vielmehr an allen Ecken und Enden der Altstadt, die auch in Potsdam Geschäftsstadt wurde, das Neuste dem Alten aufgepfropft, ohne zu bedenken, welche Werte dabei verloren gingen. Wohlverstanden das Neuste, das in seiner Überstürzung nur selten reif und gut ist, im Gegensatz zu dem Neuen, das sich in ruhiger Entwicklung ausbildet. Hauptsächlich durch Ladenausbrüche und Firmenschilder wurde rücksichtslos die große Architektur der breiten Schaufseiten verwüstet, gerade als ob man in Potsdam eine der früher beschriebenen alten, engbrüstigen Städte vor sich gehabt hätte. Ja noch viel schlimmer. Denn in vielen dieser alten Städte sucht man schon seit Jahrzehnten das Vorhandene nach Kräften zu schonen und Übergriffen bei der notwendigen Neugestaltung zu wehren, durch Ortsstatut, durch Belehrung der Einwohner, durch Anrufen des Heimatfinns.

Es wäre ganz verkehrt, zu glauben, daß die Potsdamer rückständiger, verständnisloser wären, als die Bürger anderer Gemeinwesen. Kein Einheimischer vermag die wahren Vorzüge seiner Heimat so klar zu erkennen, wie ein Fremder. Was an meinem eigenen Hause zu loben und zu tadeln ist, das wissen meine Nachbarn viel besser als ich. Zum Genuße der Kunst muß jeder erzogen werden, oder besser gesagt, sich selbst erziehen. Das kann nur geschehen durch eifriges Betrachten, durch ein hingebendes Versenken in den Gegenstand, der als Kunstwerk empfohlen wurde. Es ist einleuchtend, daß das besonders schwierig ist gegenüber der Kunst, inmitten der wir leben, die uns etwas Alltägliches geworden ist. Wer etwa die Schön-

heiten der Stadt Potsdam noch nicht genügend zu würdigen weiß, der versuche es nur einmal, sie durch eingehende Betrachtung verstehen zu wollen, oder, was noch besser ist, der besuche alle vierzehn Tage einmal das Städtische Museum und beschaue die dort jeweilig ausgestellten Meßbildaufnahmen, die, in meisterhafter Wahl des Standpunkts und der Beleuchtung, alle Vorzüge und Mängel der Erscheinung unserer Stadt vorführen. Ganz gewiß wird dann mancher nicht nur die Stadt, sondern auch sein eigenes Haus erst recht lieben lernen, es wird ihm neben einer Quelle des Wohlstands, auch eine Anregung zur Lebensfreude und künstlerischer Erbauung werden. Die Nürnberger, die Rotenburger, die Hildesheimer, die Halberstädter, die Bremer und viele, viele andere Bürgerschaften, die ihre Baudenkmäler durch gute Ortsstatute schützen, sind auch nicht von selber zu dieser Einsicht gelangt. Von außen mußte sie ihnen zugetragen werden durch Reisende, die den Reiz ihrer Städte rühmten, und die schöne Einnahme, die ihnen durch den Fremdenbesuch zufließt, war gewiß nicht der geringste Beweggrund für ihre Schutzbestrebungen. Und doch sind ihre Städte aus dem Geist ihrer Vorfahren entstanden und somit ein teures Familienerbstück, das ihnen an sich schon heilig sein mußte, während Potsdam fast durchweg ein königliches Geschenk ist, ein überaus prächtiges, aber — ein aufgezwungenes. Da jedoch die ursprünglichen Unbequemlichkeiten des Geschenks aufgehört haben im Laufe der Zeit, liegt kein Grund mehr vor, es anders zu wünschen, als es ist oder vielmehr war, und die schlimmen, meist ganz überflüssigen und unzumutbaren Zerstörungen an den Häuserfassaden Potsdams wären sicher unterblieben, wenn nicht ein unleugbarer Notstand die Potsdamer Geschäftswelt und mit ihr die Hausbesitzer dazu verleitet hätte, ein Notstand, der geschaffen wurde durch die Nähe Berlins.

Es ist naturgemäß, daß in einer kleineren Stadt nicht alles zu haben ist, was eine Großstadt bieten kann. Wenn die Potsdamer Kaufleute immer wieder versichern, daß jedermann

seinen gesamtten Bedarf bei ihnen decken könne, so stimmt das nicht ganz. Für alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs im weitesten Sinne trifft es wohl zu. Ausgefällene Artikel, Luxuswaren und dgl. in Potsdam zu erwarten, wäre unbillig und wenn sich ein Kaufmann darauf verlegen wollte, wäre das kein Zeichen von Strebbarkeit, sondern von Unvernunft. Die Potsdamer sind darauf angewiesen, zum Einkauf solcher Dinge ebensogut nach Berlin zu reisen, wie die Einwohner von Stettin, von Magdeburg, von Halle, von Frankfurt a. O. und von vielen anderen, recht ansehnlichen Städten im weiten Umkreis der Weltstadt. Das wäre also nicht schlimm und niemand hätte ein Recht, sich darüber zu beklagen, wenn es nicht die häufige und billige Gelegenheit des Verkehrs mit Berlin dahin brächte, daß die Potsdamer eine ganze Menge von Bedarfsgegenständen in Berlin kaufen, die sie tatsächlich ebenso gut in Potsdam bekommen könnten und billiger obendrein, wenn sie die Fahrtkosten und andere Ausgaben mit in Rechnung ziehen. Es wäre aber unrecht, zu behaupten, daß die Potsdamer so töricht seien, wissentlich und gestillentlich teuer in Berlin zu kaufen, was sie billiger in Potsdam haben können und überdies ihre Mitbürger zu schädigen. Der eigentliche Grund des Übels ist der, daß viele Potsdamer das Bedürfnis haben, dann und wann, manche sogar recht häufig, nach Berlin zu fahren, um gesellschaftliche Beziehungen zu pflegen, sich wissenschaftlich oder künstlerisch zu bilden oder auch nur um sich irgendwie zu zerstreuen. Es ist merkwürdig, daß der Mensch für solche z. T. recht lobenswerte Absichten immer eine Rechtfertigung sucht, nur weil es sich nicht um dringende Bedürfnisse des Alltags handelt. Und eine solche Rechtfertigung, weniger vor anderen, als vor sich selbst, ist für Viele die eingebildete Behauptung: ich habe in Berlin allerlei zu besorgen, eine Behauptung, die dann jeder als ehrlicher Mensch auch wahr machen will, und jemehr man kauft, um so wahrer erscheint sie. Nach meiner Überzeugung ist diese Ausrede die wesentlichste Ursache des törichtten Kaufens der Pots-

damer in Berlin. Diese Ursache und mit ihr das Übel wird erst aufhören, wenn die Leute so verständig sind, sich zu sagen, daß sie mit gutem Gewissen auch einmal nach Berlin fahren können ohne eine sogenannte „praktische“ Veranlassung. Ich nehme es den Potsdamer Geschäftsleuten nicht übel, wenn es ihnen zu lange dauert, bis ihre Mitbürger zu der erwähnten Einsicht gekommen sind, und wenn sie auf Mittel sinnen, schon früher dem Ausfall zu steuern, der ihnen durch die Einkäufe in Berlin entsteht. Nur muß ich bekennen, daß mir eines dieser Mittel ebenso verkehrt wie unheilvoll erscheint.

Die Potsdamer Kaufleute sind nämlich, um Kunden heranzuziehen, auf den Gedanken verfallen, ihre Geschäfte äußerlich den gleichartigen Berliner Läden möglichst ähnlich zu machen. Das erscheint ganz folgerichtig gedacht; was in Berlin lockt, muß auch in Potsdam locken. Aber ich führte schon aus, daß es schwerlich die Aufmachung der Läden ist, die die Käufer nach Berlin abzieht. Und wenn es so wäre, so ist damit noch nicht gesagt, daß das, was für Berlin vielleicht das Richtige ist, auch für Potsdam paßt, auch hier ebenso gut seinen Zweck erfüllt. In Berlin ist der Aufschwung des Geschäftslebens weit früher und weit stürmischer erfolgt, als in Potsdam. Jeder wollte dort den Platz an der Sonne haben und schreckte vor keinem Mittel zurück, um ihn zu erringen. Die sogenannte amerikanische Reklame erschien als die geeignetste, um den erwähnten Zweck zu erreichen. Riesengroße Firmenschilder und andere Anpreisungen in den abenteuerlichsten Formen und schreiendsten Farben, Läden mit Glascheiben, die die ganze irgend verfügbare Front des Hauses einnehmen, angefüllt mit einer Massenaufhäufung von Waren, auch möglichst schreiend und aufdringlich angeordnet, dazwischen wohl noch irgend eine elektrisch betriebene Bewegungsreklame, das sind die grundsätzlichen, allgemein üblichen Mittel für einen solchen Geschäftsbetrieb, Mittel, die sich vor einem feineren Empfinden niemals rechtfertigen lassen, vom

rein praktischen Gesichtspunkte aus aber sehr wohl unter zwei Bedingungen erklärlich und wirksam sein können.

Die erste erklärende Bedingung ist, daß der Ladeninhaber nicht auf eine mehr oder weniger bestimmte, abhängliche Kundschaft angewiesen ist, sondern auf den gelegentlichen Zulauf aus der hastig durch die Straßen flutenden Menge. Die zweite für die Wirksamkeit erforderliche Bedingung ist die, daß der Kaufmann mit seiner verblüffenden Reklame noch ziemlich allein dasteht, daß die Nachbarn rechts und links es ihm nicht gleichgültig, ihn nicht gar übertrumpfen wollen. Die erste Bedingung traf in Berlin zu und trifft dort heute noch zu. Darum wird in Berlin auch mit der amerikanischen Reklame noch munter weitergearbeitet, allerdings heute hauptsächlich mit der Bewegungskreklame und zwar vorwiegend mit der nächtlichen durch elektrisches Licht. Daß man immer wieder zu dieser letzten und stärksten der transatlantischen Künste greift, liegt daran, daß die zweite Bedingung in Berlin fast nirgends mehr erfüllbar ist. In den Hauptgeschäftsstraßen überboten sich und überbieten sich häufig noch heute Schilder und Schaufenster derart, daß auch die zudringlichste Marktschreierei wirkungslos blieb. Die wirklich feinen großen Berliner Geschäfte kommen denn auch allmählich aber sicher von dem amerikanischen System zurück. Sie haben eingesehen, daß ein Wahrzeichen, ein angemessenes künstlerisches Plakat und eine klare, einfache Schrift in reichlich bemessenem Felde, umrahmt von der gegebenen Gliederung des Baus, stärker und vor allem einladender wirkt, als ein unerhörtes rücksichtslos angeheftetes Schild, daß es nicht auf die Masse der ausgestellten Waren ankommt, sondern auf deren gefällige Anordnung, und daß eine solche Anordnung in einem bescheidenen Raume weit leichter und eindringlicher geschehen kann, als in einem weitläufigen. Ich verweise z. B. nur auf die Schaufenster von J. H. Werner im Hotel Adlon Unter den Linden, die kaum größer sind als gewöhnliche Fenster und trotzdem oder vielmehr gerade deswegen für den feinfühligen Kenner viel anziehender als die

großen Auslagen des gleichen Geschäfts in der Friedrichstraße. In dem nebenangelegenen, ebenso großen Schaufenster der Firma Liebmann sind in der Regel nur 2 oder 3 Stücke und vielleicht noch ein anderer, kleiner, aber vorzüglicher Kunstgegenstand ausgestellt. Gerade dadurch kennzeichnet sich aber dieses Geschäft, das kürzlich der Kaiser durch seinen Besuch ausgezeichnet hat, als eines der feinsten seiner Art. Der Juwelier Pollat Unter den Linden hat den Erfolg seines Konkurrenten Werner wohl erkannt. Da sein Geschäft nur große Schaufenster hat, baut er in diese Nischen etwa von der Größe der Wernerschen Fenster. Das ist zwar nur ein Nothbehelf, aber immerhin besser, als wenn er die ganzen großen Fenster mit Silbergeschirr vollgestopft hätte. Ein Puzgeschäft im Blücherschen Palais neben dem Brandenburger Thor stellt nur in drei gewöhnlichen dazu noch ziemlich hoch gelegenen Erdgeschossenfenstern aus: in jedem Fenster einen Damenhut und weiß genau, daß es mit dieser Art der Schaustellung seine Kunden nicht abschreckt, sondern anzieht. Die Firma Wagner in der Potsdamer Straße zeigt in ihrem großen Schaufenster stets nur ein kleines aber künstlerisch gewähltes Stilleben aus asiatischen Kunstgegenständen und Stoffen. Damit fällt sie nicht nur angenehmer, sondern auch stärker auf, als all die überladenen Läden in ihrer Umgebung. Schließlich erwähne ich als überzeugendstes Beispiel das Warenhaus A. Wertheim, dem gewiß niemand Rückständigkeit in der Reklame zutrauen wird. Es hat Riesenschauenfenster und darf sie haben, da sie in seiner Architektur von vornherein vorgesehen sind. Es wandelt aber die meisten dieser Fenster für seine Schaustellungen, unter großen Kosten, durch seine Stoffhintergründe zu ruhigen Räumen um, in denen eine bis zwei Kostümfiguren, ein Tisch mit einer Vase und einem Blumenstrauß, ein Sessel mit einer Pelzgarnitur oder dergl. stehen. Nur bei den Weihnachtsschaufenstern für die unmündigen Kindlein macht es von dieser Gepflogenheit eine Ausnahme. Daraus geht hervor, daß die amerikanische Auf-

machung auch für die Großstadt Berlin wahrscheinlich nur eine vorübergehende Erscheinung war und daß mancher Kaufmann dort es bereuen wird, sie mitgemacht zu haben. Zugunsten der großen Schaufenster ließe sich wohl noch ein Grund auführen, der aber nicht stichhaltig ist. In der Kindheit des Handels legte der Kaufmann alles, was er feilhielt, aus, unter freiem Himmel oder in offenen Buden, wie es heute noch im Orient oder bei uns auf den Jahrmärkten geschieht. Dieser Betrieb hat manches für sich. Unter nordischem Himmel und in beengten Städten läßt er sich aber nicht andauernd einrichten. Es liegt nahe, zu glauben, daß die großen Ladenauslagen der Neuzeit ihn ersetzen könnten. Der Vorteil der urwüchsigem Art der Schaustellung bestand aber nicht nur in der Reichhaltigkeit, sondern noch mehr in der Zugänglichkeit der Waren. Das Sehen durch große Glasscheiben kann zwar zum Kaufen ermuntern, den Abschluß eines Kaufes wird der vorsichtige Käufer aber erst nach eingehender Nahbesichtigung und unter Umständen nach Befühlung der Ware vollziehen und zwar mit vollem Recht, denn selbst ein Kaufmann, der gar nicht daran denkt seine Kunden betrügen zu wollen wird seine Waren so ausstellen, daß sie sich nur von der vorteilhaftesten Seite zeigen, ein Schwindler wird dies aber erst recht tun und dabei noch zu allerhand bedenklichen Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen. Heute schon wissen dies die meisten Käufer und mit der Zeit werden es alle lernen. Dies Bewußtsein legt der Kauflust einen starken Dämpfer auf. Es ist daher kein Wunder, wenn die Einrichtung der Warenhäuser immer mehr Beifall findet, die im Grunde genommen weiter nichts sind als große Basare oder Messen, nur mit dem Vorzuge, daß sie nicht unter freiem Himmel, sondern in gedeckten, warmen Räumen stattfinden. Dem Einzelkaufmann, der neben dem Warenhaus erfolgreich bestehen will, kann daher nur angeraten werden, das Warenhaus nicht überbieten zu wollen durch Massenausstellung in Riesenfenstern, sondern es ihm gleichzutun, oder vielmehr es zu übertreffen in der geschmackvollen,

übersichtlichen Ausstattung des Ladeninneren, der bequemen Gelegenheit zur Prüfung der Waren.

Die erste, rechtfertigende Bedingung für die übertriebene Aufmachung und Anpreisung im Geschäftsbetrieb: der Mangel an fester, anhänglicher Kundschaft, traf für Potsdam früher nicht zu und wird voraussichtlich nie zutreffen. Die örtlichen Verhältnisse verbieten eine Ausdehnung der Stadt ins Ungemessene. Innerhalb des für die Bebauung verfügbaren Bezirks ist es für keinen Kunden unmöglich oder auch nur lästig, die Geschäfte, die ihn zufrieden stellten immer wieder aufzusuchen und zu finden. Das Wegfallen der Bedingung der Zulässigkeit hätte eigentlich die Erwägung der Frage der Bedingung der Wirksamkeit „moderner“ Geschäftsaufmachung für Potsdam ganz ausschließen sollen. Gerade für diese Bedingung war aber bis vor nicht allzulanger Zeit der Boden hier ungemein günstig. Eine Ladenausstattung nach Berliner Muster mußte unbedingt auffallen und fiel auch auf. Heute läßt sich dieses „Auffallen“ nur noch in wenigen Straßen erreichen und es steht zu befürchten, daß die Potsdamer Geschäftsleute nur allzubald einsehen werden, daß sie mit ihren verblüffenden Läden nicht besser, sondern schlechter dastehen, als früher, daß sie nur viel Geld unnötig ausgegeben und ihre Stadt unrettbar verunstaltet haben. Es erscheint vielleicht anmaßend, daß ich so bestimmt und mit dem Anschein von Sachkenntnis über recht wichtige und schwierige kaufmännische Fragen urteile, obgleich ich gar kein Kaufmann bin. Dem möchte ich entgegenhalten, daß das letzte Urteil über ein Werk nicht dem zusteht, der es gemacht hat, sondern dem, für den es gemacht ist. Die geschäftliche Aufmachung wird aber doch für den Käufer gemacht. Und ein Käufer bin ich auch und zwar, das kann ich behaupten, ohne unbescheiden zu sein, ein Käufer mit recht guten und geschulten Augen. Ich will nur ein Beispiel erwähnen, welche Folgen für mich das Aufkommen der Läden nach Berliner Muster in Potsdam hatte. Seit ich hier wohne, habe ich jährlich einigemal Besorgungen

in dem Geschäft von Liefegang in der Brandenburger Straße zu machen. Früher war das Äußere dieses Geschäfts sehr wenig auffällig. Trotzdem habe ich es nie verfehlt, brauchte ich nie danach zu suchen. Seit neuerer Zeit ist Liefegangs Laden aber eingereiht in eine Folge von vier danebenliegenden Läden, die alle fast gleichartig aussehen. Alle zeigen gleichhohe ununterbrochene Glaswände mit einer Unmenge Waren dahinter, darüber ebenfalls gleichhohe, ununterbrochen durchlaufende Schilder aus dem bekannten greulichen schwarzen Glas mit den gleißenden Goldbuchstaben, Herr Liefegang hat über seiner Ladentür noch einen goldenen Schirm und ein kleines Fahnen Schild. Aber das hilft nichts, das verschwindet ganz in der Sanitscharenmusik der Gesamtausstattung und ich laufe jetzt regelmäßig an dem Liefegang'schen Geschäft vorbei, bevor ich es finde, von welcher Seite ich auch kommen mag. Würste ich ein anderes Geschäft, in dem ich eben so gut bedient werde und das besser zu finden wäre, ich würde Herrn Liefegang untreu, so leid es mir wäre. Noch beweiskräftiger für die Vorzüge mächtig großer Schaufenster ist das Ergebnis des Schaufensterwettbewerbes vor wenigen Jahren. Den ersten Preis erhielt bekanntlich die Firma Rockert. Sie hatte ein reizendes Stilleben aufgebaut aus Fischen, Krebsen und Muscheln, das nicht entfernt das große Fenster füllte. Dieser Umstand war insofern unbedenklich, als die weiße Rachel-täfelung des Ladeninnern eine ungezwungene ruhige Füllung der großen Leere bildete. Nötig war das Riesfenster aber nicht. Die bewegliche Reklame inmitten des Stillebens, der Behälter mit munter schwimmenden Fischen trug noch wesentlich zum Erfolg der Schaustellung bei. Den zweiten Preis erhielt der Schlächter Lippold. Er hatte vielleicht den kleinsten Laden von allen seinen Handwerksgeoffen, gerade darum gelang es ihm aber glänzend, den verfügbaren Raum höchst anziehend auszustatten. Der dritte Preis fiel der Zigarrenhandlung von Ernestus & Pudor zu. Dort waren wieder riesige Schaufenster vorhanden. Wie waren sie

aber ausgenutzt. Das eine war mit Zigarrentisten in blauer, das andere mit solchen in grüner Packung gefüllt. Höchst geschickt und geschmackvoll. Die gleiche erfreuliche Farbenwirkung hätte aber in halb so großen Fenstern leichter und ebenso sicher erzielt werden können. Wenn man bedenkt, welche großen Summen die sogenannte „moderne“ Ladenausstattung verschlingt und wie wenig angebracht sie für Potsdam ist, dann muß man sie nicht nur vom künstlerischen, sondern auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus lebhaft bedauern.

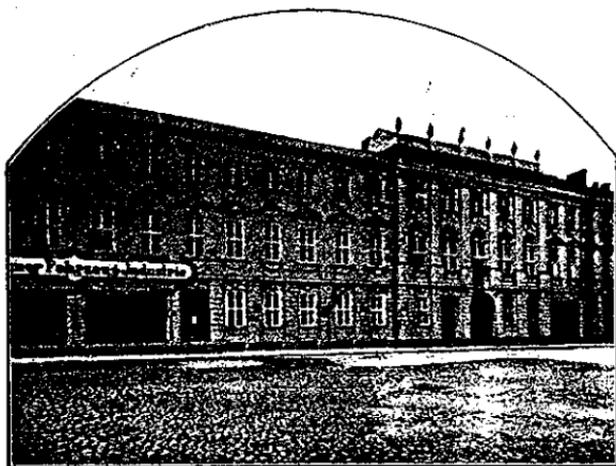
Einige der schlimmsten Beispiele seien in Abbildungen vorgeführt. Charlottenstraße 20 (Abb. 1), 35 (Abb. 2), Berliner Straße 1 (Abb. 4), 17, 18 (Abb. 3) und Humboldtstraße 5, 6 (Abb. 5). In Abb. 1 wird der häßliche Ladenausbruch noch besonders hervorgehoben durch völlige Verdeckung der Mauerreste mit großen schwarzen Schildern, die einem Beeridigungsunternehmen alle Ehre machen würden. Abb. 2 zeigt ein Haus, das durch eine Unmenge von Schildern, Schaukästen und Aufschriften bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet ist. Auf Abb. 3 u. 4 sieht man wieder rücksichtslose Ladenausbrüche, zu denen sich bei 3 ein Riesenschild gesellt, das durch Vortäuschung von Rokokoformen noch außergewöhnlich unangenehm auffällt. Auf Abb. 5 ist der schöne Triglyphenfries des Palastes Barberini durch das knallblaue gleißende Schild der Berliner Bockbrauerei gänzlich verdeckt. Das Schild der „Stadt Königsberg“ soll sich zwar dem Rundbogen einpassen, in dem es sitzt, es tut es aber nicht, da der Verfertiger die Form nicht getroffen hat und auch die Ladenausbrüche sind wenig liebevoll. Natürlich ist nicht jede Ladenausstattung in Potsdam schlecht. Es gibt manche gute, sogar einige recht gute. Als Beispiele führe ich die Schaufenster des Hauses Nauener Straße 23 an (Abb. 6), bei denen durch angemessene Erweiterung der ursprünglichen Fensterumrahmung allen billigen Forderungen Rechnung getragen ist, oder besser, Rechnung getragen war, solange sich das Haus noch so zeigte, wie es die Abbildung darstellt. Heute



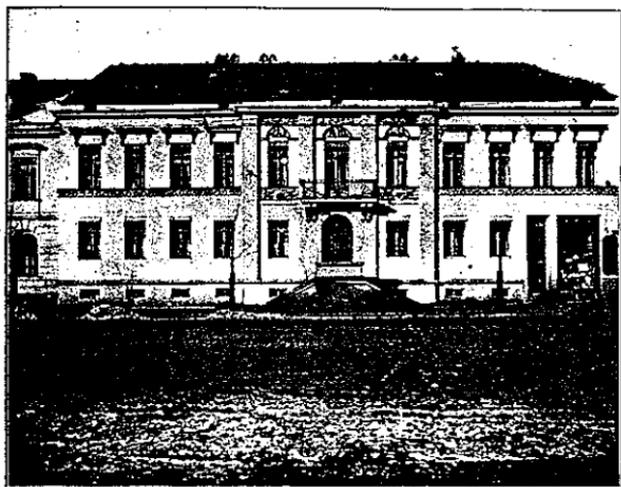
1. Charlottenstraße 20



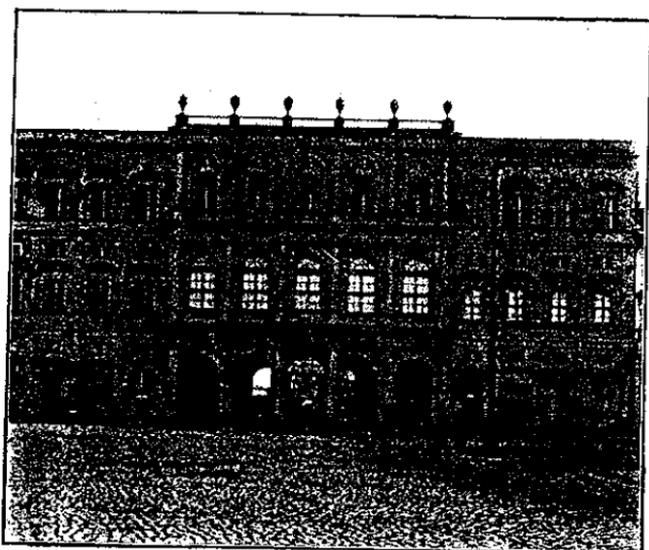
2. Charlottenstraße 35



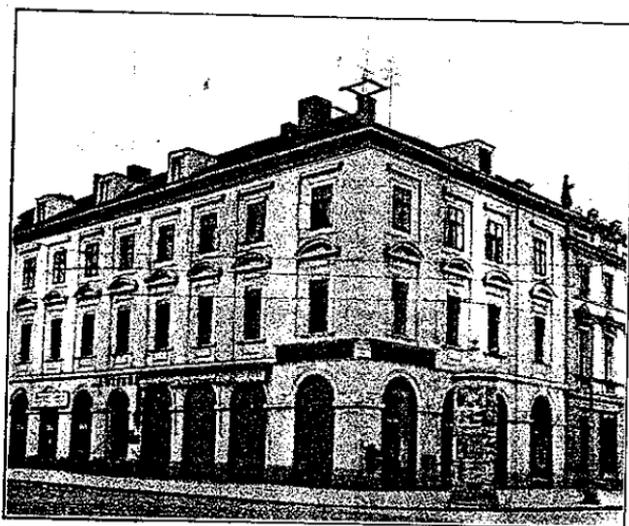
3. Berliner Straße 17/18



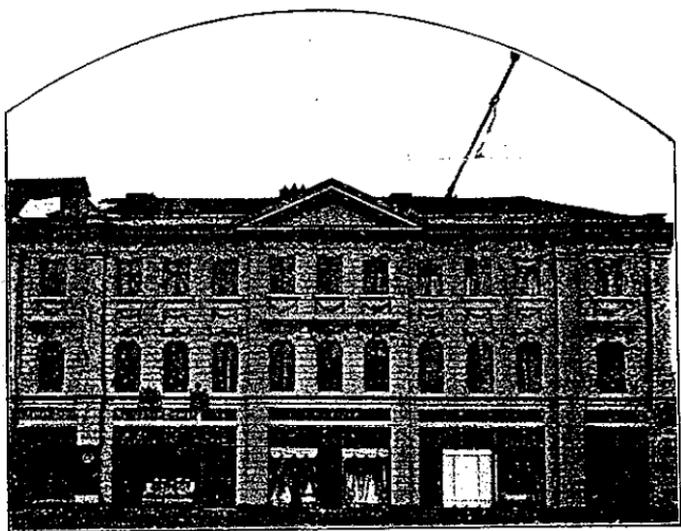
4. Berliner Straße 1



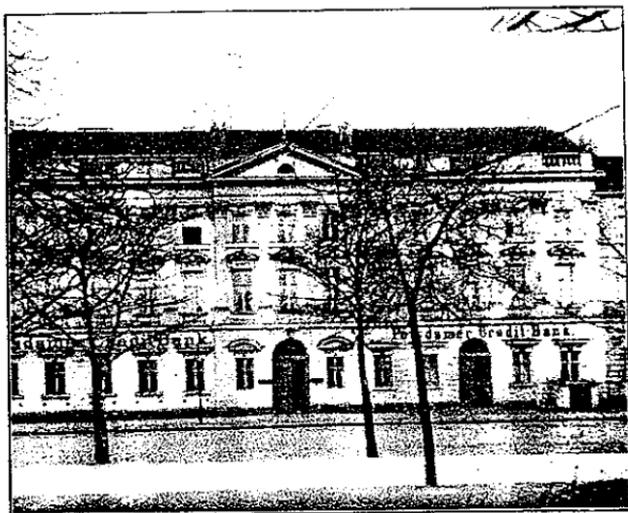
5. Humboldtstraße 5/6



6. Nauener Straße 23



7. Nauener Straße 30/31

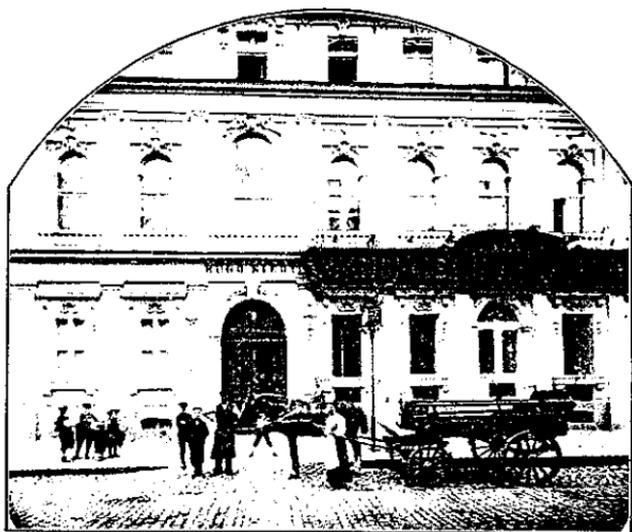


8. Charlottenstraße 45/47

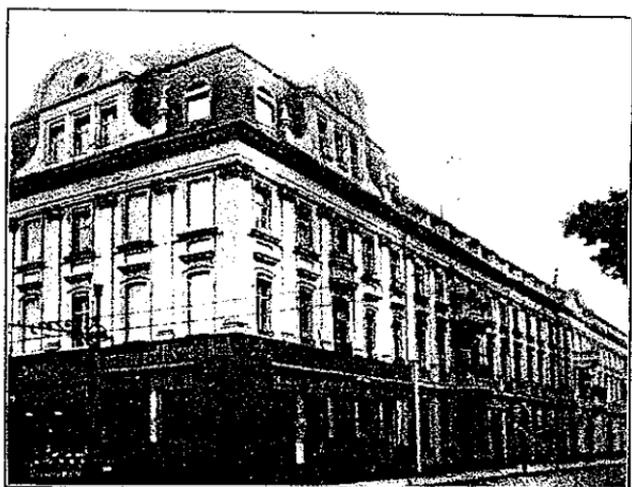
sind auf die Pilaster zwischen den Ladenfenstern noch Schaukästen geheftet, die das ganze Baugesüge zerstören. Auch die Firmenausschriften an diesem Hause sind sehr lehrreich. Zuerst und auch auf die Dauer fällt die ganz schlichte Aufschrift J. Wiener in die Augen, neben der das weit anspruchsvollere Schild des Eckladens kaum zur Geltung kommt. Ähnlich gut wirken die Läden des Hauses Nauenerstraße 30/31 (Abb. 7). Obgleich bei ihnen die ursprünglichen Fensterräume nicht eingehalten sind, so sind doch genügend breite und gleichmäßig angeordnete Pfeiler stehen geblieben, um das Gefühl zu erhalten, daß das Haus fest gegründet ist und nicht in der Luft schwebt. Das Haus der Potsdamer Kreditbank (Abb. 8) beweist, daß mit einfachen, vornehmen Mitteln eine sehr eindringliche Wirkung der Firmenausschrift erzielt werden kann.

Es wäre nun wieder ungerecht, den Potsdamern nachzusagen, daß sie heimatfremd, nur von kurzfristigem Mutwillen getrieben, ihre schönen Schaufseiten zerstört hätten; um für teures Geld etwas recht Minderwertiges an deren Stelle zu setzen, was eigentlich kein Mensch von ihnen verlangt hat und was ihnen kaum jemand danken wird. Die Anregung, ja man kann sagen der Zwang dazu ist ihnen von außen her geworden und zwar durch einen Einfluß, gegen den sie, schon um der Selbsterhaltung willen, sich so ernstlich wie möglich wehren mußten. Seit einigen Jahren errichten nämlich Berliner Firmen Zweiggeschäfte in Potsdam. Daß dadurch die Potsdamer Kaufleute mindestens ebenso empfindlich verkürzt werden, wie durch das überflüssige Einkaufsen in Berlin, das liegt auf der Hand. Ein schwacher Trost für Potsdam ist es, daß es von diesen Zweigniederlassungen wenigstens Gewerbesteuer bezieht. Dagegen besitzen diese Geschäfte die Anmaßung, zu verlangen, daß ihre äußere Aufmachung in Potsdam ebenso hergerichtet werde wie in Berlin. Sie erklären das als „Geschäftsprinzip“. Das mag ja zutreffen. Wenn diese Firmen aber nun glauben, den Potsdamer Hausbesitzern mit diesem Schlagworte die Pistole auf die Brust setzen zu können, wenn

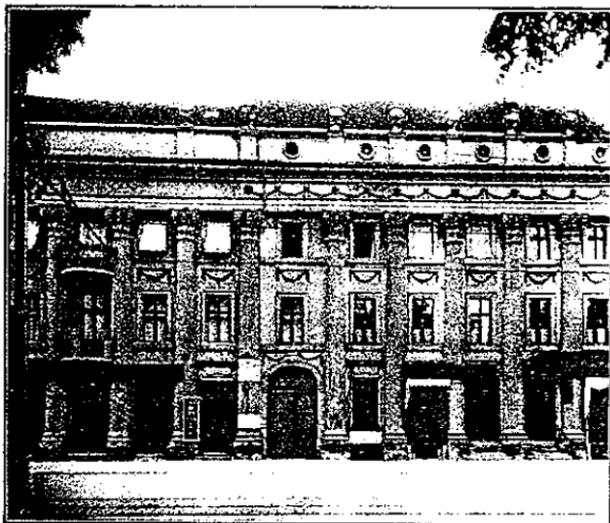
sich diese Hausbesitzer auch wirklich von ihnen einschüchtern lassen, so ist dies ein Unfug, der bekämpft werden kann und bekämpft werden muß. Ein einzelner Hausbesitzer ist freilich machtlos, er muß den Forderungen der Berliner nachgeben, wenn er nicht den Vorteil der fetten Miete verlieren, und ihn dem Nachbar in die Tasche schieben will, wodurch er der Gesamtheit nichts nützen, sich selbst aber sicher schaden würde. Wohl aber könnte der Verein der Potsdamer Hausbesitzer hier sehr segensreich eingreifen, wenn er es seinen Mitgliedern zur Pflicht machte, ihre schönen Häuser nicht um der Berliner Eindringlinge willen zu vershandeln, wenn er etwa eine eigene Beratungsstelle einrichtete, die über das zulässige Maß von Schaufensterveränderungen entscheidet und an deren Beschlüsse der Einzelne gebunden ist. Dann würde es sich erweisen, daß die Auswärtigen sehr schnell ihren „Geschäftsprinzipien“ untreu würden, denn wenn sie überzeugt sind, daß in Potsdam etwas für sie zu holen ist, dann lassen sie sich alles gefallen und kommen doch. Damit würde auch der Hauptanlaß zur Nachahmung der Berliner Aufmachung durch die Potsdamer Geschäftsleute schwinden. Marktschreierei zwingt dazu, sie zu überschreien, sobald sie unterbleibt, wird jedermann schon um der eigenen Schonung willen gern zu dem früheren Zustand der Ruhe und Gediegenheit zurückkehren. So käme ein einmütiges Vorgehen gegen die unberechtigten Berliner Neuerungen den Potsdamern doppelt zugut, da es mit der Zeit, ohne alle Härte auch eine gewisse rückwirkende Kraft ausüben würde. Am verderblichsten wirken die Zweigniederlassungen der Berliner Großbanken. Alle mit Ausnahme der Deutschen Bank und neuerdings auch der Diskonto-Gesellschaft glauben, in Potsdam mit den nämlichen übergroßen Sargmagazinschildern wirken zu müssen, die in Berlin vielleicht entschuldbar sind, wo sich die einzelnen Depositenkassen inmitten der durch schlimme Reklame überhäuften Geschäftsstraßen befinden. In Potsdam liegt dafür gar keine Veranlassung vor. Hier könnten sich diese Anstalten genau die gleiche vornehme Zurückhaltung



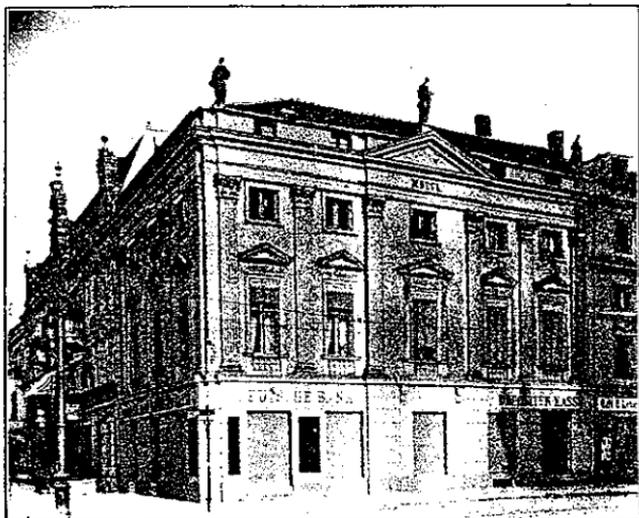
9. Wilhelmstraße 9



10. Wilhelmstraße, Ecke Nauener Straße



11. Nauener Straße 26 27



12. Am alten Markt 17

bewahren, wie bei ihren Hauptgeschäften in Berlin. Ebenso verwerflich ist es, daß sich diese Bankfilialen in Ladenräumen mit großen Schaufenstern niederlassen und diese Schaufenster dann wieder bis zu $\frac{3}{4}$ Höhe mit Brettern zustellen statt auf sachgemäße Arbeitsräume zu dringen. Hier könnte ein „Geschäftsprinzip“ höchst segensreich wirken. Aber aus Berlin sind sie es auch nicht besser gewöhnt und so ist es ganz natürlich, daß sie auch den Potsdamern den Glauben beibringen: Große Schaufenster schaden nie, vermieten lassen sie sich immer. Für mich wirkt die Potsdamer Kreditbank mit ihrer anständigen Firmenaufschrift und ihrem wohlerhaltenen Hause dem Aussehen nach viel vertrauenswürdiger als ihre Berliner Nebenbuhler.

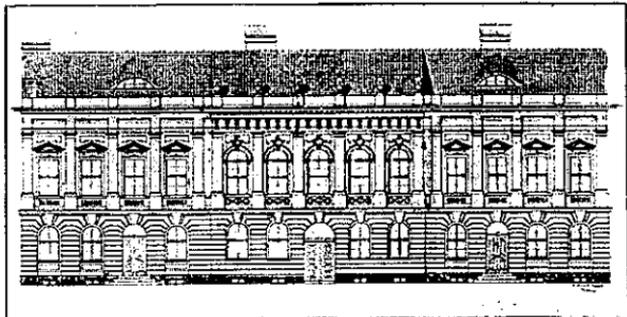
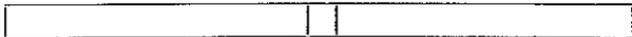
In Abbildung 10 sieht man als schlimmstes Beispiel die Depositenkasse der Commerz- und Diskontobank. Durch sie und den Nebenladen ist das ganze Erdgeschoß des Hauses in Glas aufgelöst. Obendrein ist diesem Hause ein Dachgeschoß aufgesetzt, dessen Vorteile hinsichtlich der Raumgewinnung kaum erheblich sein können, das es aber fertig bringt, in Gemeinschaft mit dem Erdgeschoß den einheitlichen Eindruck der gemeinsamen Schauffseite Wilhelmsplatz 13/20 gründlich zu vernichten. Die Nationalbank (Abb. 9) hat zwar der Architektur des Hauses Wilhelmsplatz 9 keinen eingreifenden Eintrag getan, dafür aber durch ein fürchterliches Schild dies Haus gröblich verunziert. Auch gegen die Schaufensterausbrüche in dem Hause Nauener Straße 26/27 (Abb. 11) wäre nichts einzuwenden, wenn nicht wegen dieser Schaufenster einige Basen der herrlichen Säulen seitlich einfach abgehackt wären, eine Rohheit, die um ihrer Zwecklosigkeit willen ganz unverständlich ist. Das Schild des Schaaffhausenschen Bankvereins, das auch auf das Dasein der Säulen keinerlei Rücksicht nimmt, ist ebenso unverständlich und mit ihm einige andere Schilder an diesem Hause. Rühmenswert in jeder Hinsicht ist die Ausstattung der Deutschen Bank in dem Hause am Alten Markt 17 (Abb. 12). Von der Direktion der Diskonto-Gesellschaft wird später die Rede sein.

Gemeingefährlich in jedem Sinne ist es aber, daß die modernen Ladeneinrichtungen sowohl wie die bösen Schilder in der Regel aus Berlin bezogen werden. Daß dies seitens der Berliner Firmen geschieht, die sich hier niederlassen, das bedarf weder einer Erklärung noch einer Entschuldigung. Für sie ist Potsdam nichts als eine neue Erwerbsquelle, und wenn sie bei ihren altbewährten heimatlichen Lieferanten bleiben, kann man es ihnen kaum verdenken. Auch daß die Potsdamer Berliner Firmen mit der Lieferung ihrer neuzeitlichen Einrichtungen betrauen, läßt sich wohl erklären. Sie rechnen darauf, daß dann sicher alles genau so ausfällt, wie es in Berlin üblich ist. Entschuldigen läßt es sich aber nicht. Gerade der Potsdamer Geschäftsmann, der so streng darauf hält, daß jeder Potsdamer möglichst nur in Potsdam kauft, sollte nicht selber in den Fehler verfallen, das aus Berlin zu beziehen, was er weit vorteilhafter in Potsdam haben kann. Denn die Bestellungen in Berlin sind schon manchem recht schlecht bekommen. Der Berliner Schilderlieferant mißt einfach nach, wie lang der Laden ist und wieviel Raum bis zu den darüberliegenden Fenstern. Das ist die früher in Berlin beliebte Methode. Heute darf er sie dort schon lange nicht mehr überall anwenden. Aber für ihn ist sie sehr nützlich. Er braucht sich weiter nicht den Kopf zu zerbrechen, erreicht möglichst große Buchstaben, möglichst großen Flächeninhalt und folglich möglichst viel Geld. Ist das teure Schild dann geliefert und bezahlt, so stellt sich heraus, daß es in Potsdam, auch bei der größten Nachsicht, doch nicht angängig ist, die Architektur über den Läden einfach als Lust zu behandeln. Das Schild darf nicht angebracht werden, und der Besteller muß es in die Ecke stellen oder ändern lassen, was meist ungenügend ausfällt und recht kostspielig ist. Potsdamer Handwerker können aber die Schilder genau eben so gut liefern, können sich mit den Bestellern und den Behörden über das Gewünschte und Zulässige vorher leichter und eingehender verständigen und sind vor allem imstande, das zu machen, was für ihre Heimatstadt angemessen erscheint, wenn nur erst die

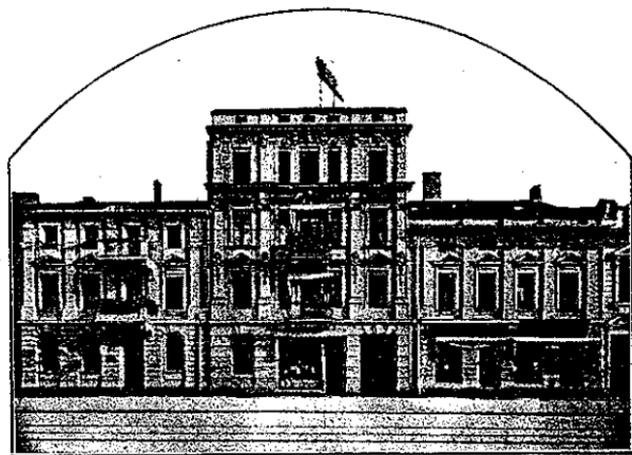
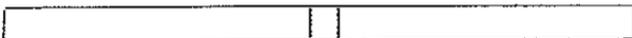
Nachfrage dafür vorhanden ist. Auch in dieser Hinsicht könnte ein Eingreifen des Potsdamer Hausbesitzervereins sehr segensreich wirken. An dieser Stelle verdient hervorgehoben zu werden, wie anerkennenswert einige Hausbesitzer jetzt schon vorgehen, indem sie Läden, durch deren Ausbruch ihre Schaufenster entstellt waren, sobald sie nicht mehr gebraucht werden, entfernen und den früheren Zustand wiederherstellen lassen. Als zwei mir zufällig bekannte Beispiele hebe ich das Haus der Potsdamer Kreditbank und das des Hausbesitzers Berliner Straße 20 hervor.

Außer den Ladenausbrüchen und den Firmen- und Reklameschildern gibt es noch mancherlei Gefahren, die dem Straßenbild Potsdams drohen, die es schon schwer geschädigt haben und die doch zu vermeiden wären durch ein einmütiges Vorgehen der Meistbetheiligten, der Hausbesitzer. Einige Straßen von Potsdam, und zwar gerade die schönsten, wie beispielsweise die Charlottenstraße, Hodißstraße, Französische Straße u. a. sind nach dem Grundsatz gebaut, daß, bei aller Mannigfaltigkeit der Schaufenster, die Dachgesimse in einer Fluchtlinie verlaufen. Dadurch gerade erhalten diese Straßen ihr wundervoll ruhiges und einheitliches Gepräge. Die Häuser in diesen Straßen sind in der Regel nur zweigeschossig. Der Breite der Straßen nach würden sie wohl noch eine Erhöhung um ein oder zwei Geschosse vertragen. Der Versuch einer solchen Erhöhung ist in Potsdam verhältnismäßig nur sehr selten gemacht worden. Ein Beweis, daß das Bedürfnis dazu nicht sehr groß ist. In den Vorstädten ist noch Platz genug für Wohnungen, und für Geschäftszwecke ist die Erhöhung meist nicht angebracht. Trotzdem wäre es sehr hart, den Hausbesitzern in den erwähnten Straßen solche Erhöhungen grundsätzlich zu verwehren. Wohl aber kann man und muß man verlangen, daß sie überall im Geiste des ursprünglichen Baues ausgeführt werden. Darin liegt nicht die geringste Härte, denn wo auch immer in Potsdam solche Höherführungen zutage treten, sind sie nie besonders sparsam und schmucklos durchgeführt, sondern im Gegenteil mit

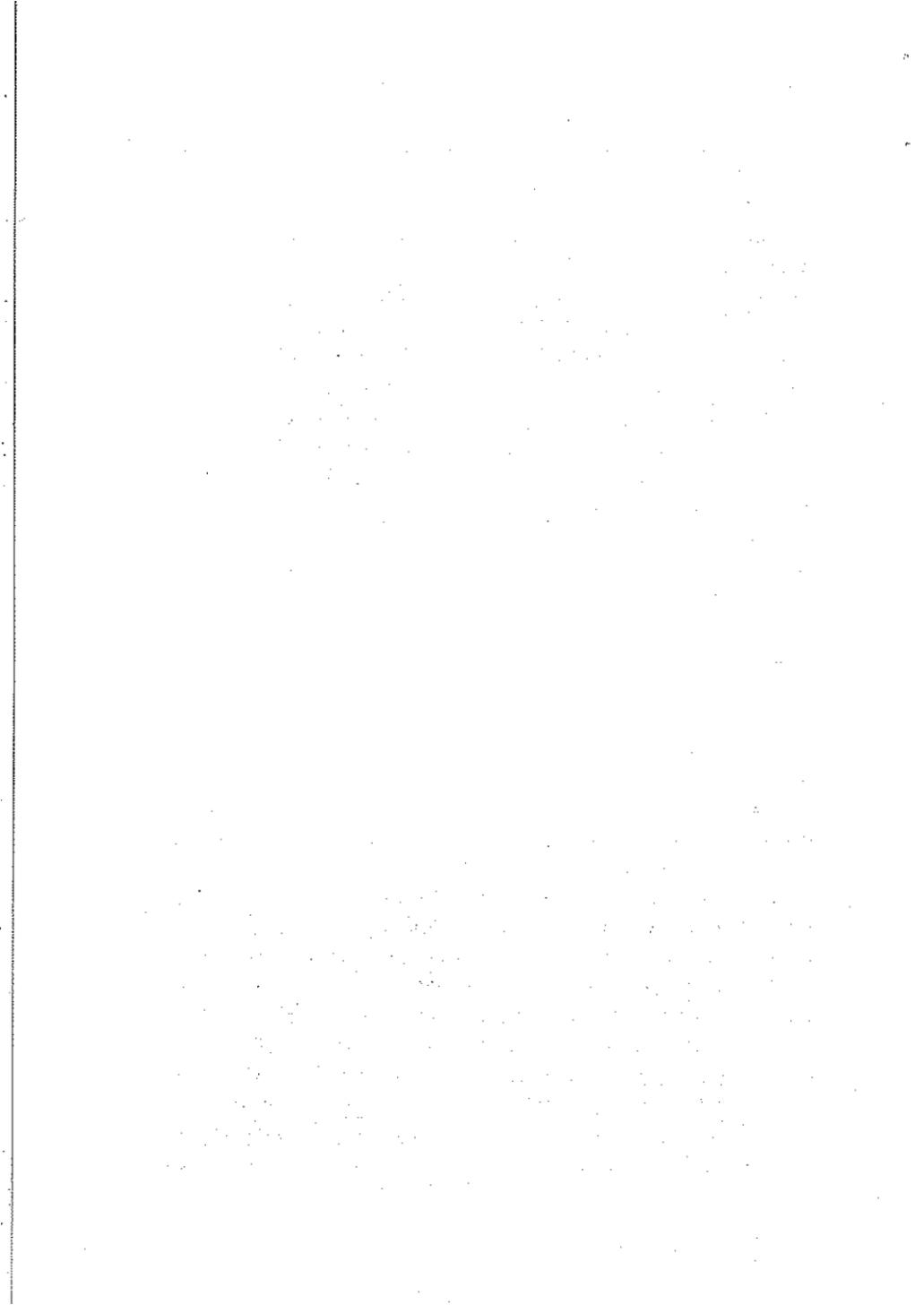
einer Menge von Verzierungen versehen, ja überladen worden. Nur paßt sich leider in dem friderizianischen Teile der Stadt fast nirgends das neu Hinzugekommene dem vorhanden Gewesenen auch nur einigermaßen an. Am grausamsten wirken die stilistischen Verirrungen in der prächtigsten Straße der Stadt, der Charlottenstraße. Welche Mißgeburt aus einem schönen vornehmen Bau werden kann, das zeigen die Abbildungen 13 und 14, die die Häuser Charlottenstraße 75/77 in ihrem früheren und in ihrem heutigen Zustand vorführen. Nicht weniger traurig haben sich die Häuser Charlottenstraße 34 und Waisenstraße 24, Ecke Charlottenstraße, verändert, und auch die Schauffeite der Charlottenschule bei der die einst das Dachgesims krönenden Figuren einfach in das aufgesetzte Geschoß vermauert sind, ist keine rühmliche Leistung. Daß man die Aufgabe aber auch verhältnismäßig recht gut lösen kann, das zeigt z. B. das Haus Waisenstraße 50. Ganz schlimm müssen aber die Erhöhungen, auch wenn sie an sich gut ausgeführt werden, an den Häusern wirken, die s. Z. durch Friedrich den Großen unglücklichergewise zu zweit oder zu dritt unter einer gemeinsamen Schauffeite ausgeführt wurden, wenn nicht gerade das zu erhöhende Haus das Mittelhaus ist. Da wäre wieder eine herrliche Gelegenheit zu segensreicher Tätigkeit für den Hausbesitzerverein. Lohnt es sich, daß ein Haus höher geführt wird, so lohnt es sich vermutlich auch für das Haus nebenan oder gegenüber, und wenn der Hausbesitzerverein seine Mitglieder hätte, ihn von geplanten Häusererhöhungen zu unterrichten, dann könnte er, wieder durch eine Beratungsstelle, die Einzelheiten der Ausführung beeinflussen, er könnte sich aber auch mit den Nachbarn rechts und links oder gegenüber ins Einvernehmen setzen und diese veranlassen, gleichfalls ihre Häuser entsprechend zu erhöhen und so die Gleichmäßigkeit des Straßenbilds, trotz der Unterbrechungen, einigermaßen zu wahren. Der Mangel an flüssigen Baugeldern bei einem der Beteiligten dürfte kaum einen ernstlichen Hinderungsgrund für eine solche Vereinbarung bilden, denn ist die Sache gewinnbringend, dann finden sich



13. Charlottenstraße 75/77



14. Charlottenstraße 75/77



Gelder zu billigen Bedingungen leicht, ist sie es aber nicht, dann unterbleibt sie besser ganz. Für Umbauten oder Neubauten in den Stadtteilen Friedrich Wilhelms I., die trotz der Gleichmäßigkeit der einzelnen Häuser, doch nicht nach dem wagerechten Schema Friedrichs II. gebaut sind, kann natürlich bei Erhöhungen der Häuser unbedenklich größere Freiheit angewandt werden. Nur eine einigermaßen gesunde Architektur bleibt dort zu wünschen, wie sie erfreulicherweise in neuester Zeit fast regelmäßig in Erscheinung tritt, nachdem die greulichen Zeiten des sogenannten Jugendstils glücklich überwunden sind. Dabei ist es gar nicht nötig, daß die Architektur barock oder irgendwie altertümelnd ist. Die modernste Bauweise läßt sich dort vorzüglich einpassen. Als Beispiele verweise ich auf den ausgezeichneten Rahleschen Umbau in der Junkerstraße und den gleichfalls guten Umbau Rauener Straße 41. Weit weniger glücklich sind die Umbauten oder eigentlich Neubauten Brandenburger Straße 62 und Junkerstraße 54. Die schweren Barockmotive, die um der Läden willen erst im ersten Stock sich entfalten, wirken viel zu drückend, so anerkennenswert auch der gute Wille der Bauherren bleibt. Für Häuser, die auch Läden enthalten sollen, sind Schaufseiten nach Art des Hirschschen Warenhauses weit empfehlenswerter.

Nicht so einschneidend wie die Höherführungen und doch als Möglichkeiten der Verunstaltung sehr beachtenswert sind die Ausbauten, besonders die in neuerer Zeit immer häufiger erscheinenden Balkone. Ob diese Balkone eine Notwendigkeit oder auch nur eine Unnehmlichkeit sind, das ist eine Frage, die ich offen lasse. Jedenfalls ist der Wunsch nach ihnen ein sehr reger und in den meisten Fällen läge auch kein Grund vor, diesen Wunsch nicht zu befriedigen, wenn nur das Anbringen solcher Balkone unter Berücksichtigung der bestehenden Glieder des Baues erfolgte. Das ist eine Forderung, die fast immer ohne nennenswerte Schwierigkeiten zu erfüllen wäre, und doch wird sie fast nie erfüllt. Der erst vor wenigen Jahren angebaute Balkon des Hauses Am Kanal 3 ist ohne Rücksicht

auf die Gliederung der Schauffeite einfach über einen Pilaster gelegt und zerschneidet so die Wirkung einer der herrlichsten Schöpfungen Knobelsdorffs (Abb. 15). Der Balkon an dem Hause Nauener Straße 24/25 (Abb. 16) trägt dazu bei, die zahlreichen anderen Verunstaltungen an diesem Hause noch zu vermehren. Anerkennend muß wieder das Haus Berliner Straße 20 erwähnt werden, in dem ein Balkon so glücklich eingebaut ist, daß fast nichts zu wünschen übrig bleibt, daß man auf den ersten Blick glaubt, er sei von jeher dagewesen, von vornherein in der Architektur vorgesehen.

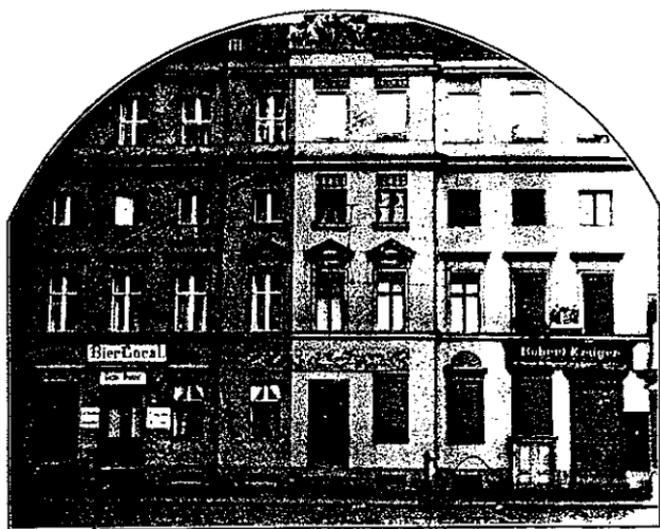
Der vorhin erwähnte Übelstand, daß in Potsdam oft mehrere Häuser eine gemeinschaftliche Schauffeite haben, birgt nicht nur die Gefahr der Zerreißung der Schauffeitenwirkung durch bauliche Veränderungen in sich. Schon durch den Anstrich kann diese Gefahr entstehen und entsteht auch fast ausnahmslos, indem jeder Hausbesitzer sein Haus streichen läßt, wie er will, ganz unbekümmert um die Farbe der architektonisch zu seinem Hause gehörenden Schauffeiten. Wie lächerlich dies wirkt, zeigen die Häuser Breite Straße 28/29, Charlottenstraße 24/26 (Abb. 18), Hohenzollernstraße 14/15 und vor allem die Häuser am Alten Markt 13/14 (Abb. 17), an denen ein über beide Häuser weglaufender Figurenfries durch verschiedenfarbigen Anstrich einfach durchschnitten wird. Es ist überhaupt nicht leicht, Nachbarn unter einen Hut zu bringen. In der Anstrichfrage erst recht nicht. Das Recht am eigenen Anstrich scheint für viele ein hohes Gut zu sein. Selbst wenn der Wille zu einem gleichmäßigen Anstrich dieser Gemeinschaftshäuser überall vorhanden wäre, ist seine Ausführung doch meist behindert durch den Umstand, daß das eine Haus früher, das andere später eine Anstrichserneuerung erfordert. Nur bei gleichzeitigem Anstrich kann aber die Gleichmäßigkeit in der Färbung der gemeinsamen Schauffeiten erzielt werden. Ich verkenne durchaus nicht, daß es kein geringes Opfer ist, von einem Nachbar zu verlangen, er solle sein Haus, das schon recht verwittert ist, noch einige Jahre ungestrichen lassen, oder gar von einem anderen, er solle sein Haus frisch



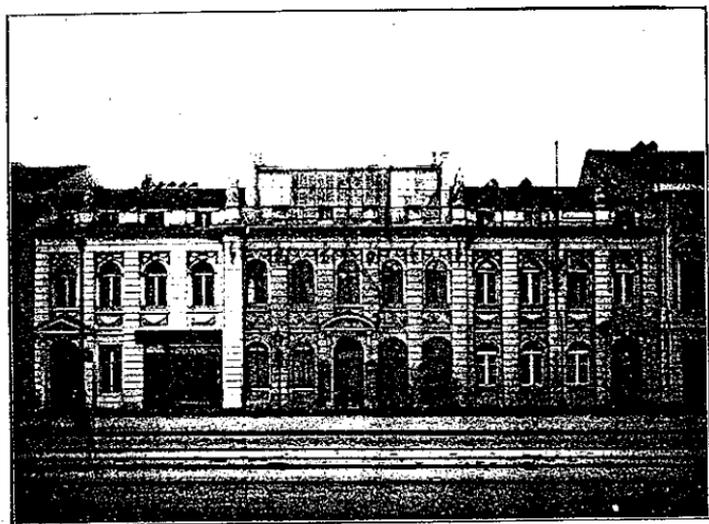
15. Am Kanal 3



16. Nauener Straße 24/25



17. Um alten Markt 13/14



18. Charlottenstraße 24/25

streichen lassen, obgleich dies vielleicht gerade im Vorjahr schon geschehen war. Auch eine Einigung über die Wahl der Farbe dürfte oft viel schwerer sein, als man glauben sollte. Gerade diese schwierige Frage, in der durch irgendwelchen Zwang sich kaum zum Ziele kommen läßt, ohne den einen oder den anderen ganz unbestreitbar zu schädigen und folglich zu verbittern, kann durch gütliches Sureden fast spielend gelöst werden, und ich bin überzeugt, daß sie so gut wie gelöst ist, wenn der Hausbesitzerverein sie nur erst in die Hand nimmt. Nur kann man von diesem Verein nicht Hilfe in allen Fällen verlangen, weil ihm eben leider nicht jeder Potsdamer Hausbesitzer angehört.

Es ist gar nicht zu umgehen, daß auch eine gesetzliche Regelung der Erhaltung der Kunstwerte Potsdams eingreift, so sehr es auch zu wünschen wäre, daß diese Frage nicht durch Zwang, sondern durch einsichtsvolles Übereinkommen der Beteiligten geklärt würde. Bisher wurde diese Regelung versucht durch das sogenannte Publikandum, eine königliche Verordnung aus dem Jahre 1787, die einfach jede Änderung an den auf königliche Kosten erbauten Häusern verbietet. Daß mit dieser Verordnung heute nicht mehr allzuviel anzufangen ist, das liegt auf der Hand. In ihrer ganzen Strenge läßt sie sich heute unmöglich anwenden und bei teilweiser Anwendung von Fall zu Fall ist es gar nicht zu vermeiden, daß dem einen etwas verboten wird, was dem anderen erlaubt wird. Das geschieht natürlich nicht willkürlich und ohne gute Begründung, aber die Betroffenen werden das begreiflicherweise nicht immer einsehen, sondern sich ungerecht behandelt glauben. Wirksame Abhilfe dieses bedauerlichen Zustands könnte nur ein gutes Ortsstatut schaffen, das, entstanden aus dem Willen der Bürgerschaft, den Behörden eine klare und ausreichende Handhabe für ihr Vorgehen bietet. Drei Entwürfe eines solchen Statuts sind bereits entstanden. Der erste, recht brauchbare, wurde von den Stadtverordneten abgelehnt, der zweite, der nur ein Teilentwurf war, von der Regierung. Dem dritten widerfuhr kürzlich das gleiche Schicksal und das war kein Unglück. Denn der

Entwurf, so sorgfältig ausgearbeitet er auch scheint, ist doch bei näherer Betrachtung herzlich schlecht. Ich kann wohl voraussetzen, daß Ihnen der Wortlaut dieses Entwurfes ebenso genau bekannt ist wie mir. Sie glauben vielleicht, daß ich ihn nicht weitgehend, nicht streng genug finde. Das Gegenteil ist der Fall. Er ist viel zu peinlich, viel zu ausführlich oder, wenn diese meine Ansicht auf einem Mißverständnis beruhen sollte, dann ist er überhaupt ganz nichts-sagend. Sie werden sich erinnern, daß im § 2 dieses Statuts ein Schutzbezirk abgegrenzt wird in einer unbegreiflich umständlichen Beschreibung. Kurz gesagt, ist es der schon oben erwähnte Teil der Altstadt südlich der Charlottenstraße bis zur Havel. Dieser Teil soll geschützt werden, d. h. die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Veränderungen kann versagt werden, wenn durch die Änderungen die Eigenart des Orts- oder Straßenbildes innerhalb des Schutzgebietes beeinträchtigt würde. Bei vernünftiger Auslegung wäre gegen diesen Paragraphen gar nichts einzutwenden. Aber dem § 2 folgt ein § 3, in dem insgesamt 95 Bauwerke aufgeführt, bei denen „ferner“ die baupolizeiliche Genehmigung versagt werden kann, wenn ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorrufen, beeinträchtigt werden würde. Die Zahl dieser Bauwerke schrumpft auf 51 zusammen, wenn man die Gebäude unter gemeinschaftlichen Schaufseiten als eine Nummer rechnet. Von diesen sind 19 Bürgerhäuser, alle übrigen sind kronfiskalischer, staatsfiskalischer, militärfiskalischer und städtischer Besitz oder gehören kirchlichen Gemeinschaften, so daß ein Schutz durch Ortsstatut für sie wenig oder gar nicht in Frage kommt. Außerdem liegen sie alle innerhalb des erwähnten Bezirks mit Ausnahme von zwei Toren und zwei Staatsgebäuden aus dem letzten Jahrzehnt. Was soll also der § 3? Ist das Orts- und Straßenbild durch § 2 wirklich geschützt, warum werden dann wieder einzelne Häuser des Schutzbezirks herausgehoben? Verständlich wäre diese Maßregel nur, wenn sie etwa besagen würde, daß an diesen einzelnen Häusern und

Gebäuden unter gar keinen Umständen irgend etwas geändert werden kann. Das wäre eine sehr große und nebenbei ganz unvernünftige Härte. Soll aber der § 3 etwa so ausgelegt werden, daß nur die Gebäude des § 3 zu schützen sind, dann möchte ich wissen, wie sich der Verfasser des Ortsstatuts den im § 2 zugesicherten Schutz des Orts- und Straßenbilds denkt. Will er etwa von den 5—600 wertvollen friderizianischen Häusern, die heute noch stehen und z. T. noch unverfehrt stehen, 19 einigermaßen erhalten wissen, die übrigen aber für nahezu vogelfrei erklären, dann soll er doch sagen, warum er sich mit der Abfassung eines Ortsstatuts bemüht hat und vor allem, warum er seine Meinung nicht klar heraus sagt, sondern sie ganz unverständlich verschleiert? Einen Sinn hätte der § 3, wenn in ihm die immerhin zahlreichen schützenswerten Häuser nördlich der Charlottenstraße aufgeführt wären, wenn in ihm großzügige und verständige Anordnungen für die baulichen Veränderungen in diesem Stadtteil gegeben wären. Davon steht aber in dem Ortsstatut kein Wort. Der § 4 des Ortsstatutsentwurfs besagt, daß zu den gewährungspflichtigen Veränderungen auch solche des Materials und der Farbe gehören. Darin liegt wieder eine nicht zu rechtfertigende Härte. Warum soll man den Bürgern nicht freie Hand lassen in der Wahl des Anstrichs ihrer Häuser? Allzuschlimm wird ihn keiner bestimmen, aus eigenstem Interesse. Und wenn ihn einer etwas außergewöhnlich wählt, so kann in dieser Äußerung individuellen Geschmacks unter Umständen eine wertvolle Anregung liegen. Der Hauptpunkt, um den es sich in Potsdam handelt, der gemeinschaftliche Anstrich gemeinschaftlicher Schauseiten wird durch den § 4 gar nicht berührt. Der § 5 wendet sich gegen Schilder, die das Straßenbild oder einzelne Häuser gröblich verunstalten. Auch er ist in seiner Fassung teils zu hart, teils ungenügend. Was ist eine gröbliche Verunstaltung? Die Entscheidung darüber liegt stets im persönlichen Ermessen und dieses sollte in einem Ortsstatut nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Außerdem: Wenn für ein vorübergehendes Unter-

nehmen, eine Ausstellung oder dgl. gelegentlich einmal ein marktschreierisches Schild angebracht wird, so verunstaltet dieses wohl ein Haus oder eine Straße für etliche Tage, das Übel ist aber doch nicht so groß, daß man gleich mit den Waffen des Ortsstatuts dagegen losziehen muß. Selbst ein länger hängendes, nicht sehr geschmackvolles Schild ist nicht allzu gefährlich, solange es eben nur ein Schild und in gehöriger Weise angebracht ist. Das Hauptübel des Schilderuntwesens, die Zerstörung oder Verdeckung von Baugliedern durch Schilder findet in dem § 5 keine Erwähnung. Hier sei die Bemerkung eingeschaltet, daß Schilder, solange sie Bauglieder nur verdecken und nicht verletzen, unter Umständen geradezu kunsterhaltend wirken können. Bei dieser Gelegenheit möge auch die letzte der Berliner Bankniederlassungen, die Depositenkasse der Direktion der Discontogesellschaft, besprochen werden. Als die Firma Hormes & Co. noch in dem Hause Nauener Straße 34a ansässig war, verdeckten deren Schilder die reizenden Puttenreliefs zwischen dem Erdgeschoß und dem ersten Stock. Als die Direktion der Discontogesellschaft einzog, tauchten die Reliefs wieder auf, und zwar, dank der Verdeckung, sehr wohl erhalten. Dafür wurden die Pfeiler des Erdgeschosses mit gräßlichen schwarzen Glastafeln beplastert. In allerjüngster Zeit wurden nun auch diese Tafeln entfernt, ein Vorgehen, das sehr zu loben ist, und nun erstrahlt die „alte Post“, von einigen Schönheitsfehlern z. B. dem Balkon abgesehen, wieder in ihrer alten Herrlichkeit.

Der § 6 des Ortsstatutentwurfs handelt von Schutzbestrebungen, die im wesentlichen nur für die Vorstädte in Betracht kommen, hier also füglich übergangen werden können. Er ist übrigens der einzige Paragraph, gegen den kaum etwas einzuwenden ist. Im § 7 endlich wird der Sachverständigenbeirat behandelt, der den Behörden bei der Ausführung des Ortsstatuts zur Seite stehen soll. Handelte es sich dabei wirklich nur um ein Zur-Seite-Steheh, um eine beratende Tätigkeit, so wäre gegen den § 7 nichts zu bemerken. Aber nach

der Fassung des Paragraphen soll die Befugnis des Beirats auch eine beschließende, eine unter Umständen ausschließlich ausschlaggebende sein. Dagegen aber müssen sich nicht nur die Behörden, sondern besonders die Hausbesitzer ganz entschieden verwahren. Wäre dieser Beirat noch so vorzüglich zusammengesetzt, wofür nebenbei bemerkt der § 7 durchaus keine Gewähr bietet, so würden die Hausbesitzer stets in der mißlichen Lage sein, daß die Genehmigung ihrer Wünsche von einem unberechenbaren Mehrheitsbeschlusse abhängig wäre, auch wenn sie bei ihren Plänen nach Kräften bemüht waren, sich nach den Bestimmungen des Ortsstatuts zu richten. Eine Wohlthat für die Hausbesitzer und die Gesamtheit ist ein Ortsstatut nur dann, wenn es so abgefaßt ist, daß möglichst alle Fälle vorgesehen und die erforderlichen Bestimmungen möglichst eingehend und unmißverständlich ausgeführt sind. Dann werden Auslegungsschwierigkeiten kaum entstehen können, und wenn sie entstehen, wenn zu ihrer Beseitigung der Sachverständigenbeirat zugezogen wird, dann wird die Tätigkeit dieser in solchen Fällen sehr notwendigen Körperschaft kaum Anheil stiften können, mag sie zusammengesetzt sein, wie sie will.

Schließlich wurde die Aufhebung des Publikandums als Preis für den Erlaß des Ortsstatuts gefordert. Dies Verlangen war für die Regierung der Hauptgrund zur Ablehnung des Entwurfs. Man kann ihr auch wirklich nicht zumuten, daß sie ihre einzige Waffe aus der Hand gibt, bevor ihr einigermaßen genügender Ersatz geboten war. Das Fortbestehen oder Verschwinden des Publikandums wird aber völlig gleichgiltig, sobald ein gutes Ortsstatut geschaffen ist, ein Publikandum der Bürgerschaft, das das alte nicht nur ersetzt, sondern übertrifft. Ich kann daher den Potsdamer Hausbesitzerverein in seinem eigensten Interesse nur auffordern, dahin zu wirken, daß ein künftiger Entwurf besser ausfällt, d. h. milder in vielen Punkten, aber bestimmter und ausführbarer in allen. Die Potsdamer Hausbesitzer werden mir, auch wenn sie die Güte haben, meinen Ansichten im allgemeinen beizupflichten,

entgegenhalten, daß das alles ganz schön und gut sei, daß die von ihnen verlangten Opfer gar nicht so groß seien, wie sie glaubten, daß damit aber doch zweifellos einige Ausgaben und Beschränkungen verknüpft seien, die sich niemand gern gefallen läßt.

Darauf könnte ich erwidern mit dem Spruch: „Wer da bauen will an den Straßen, muß die Leute reden lassen.“ Das soll nicht etwa heißen, er muß die Leute reden lassen, was sie wollen und sich nicht darum kümmern, sondern er muß die Leute mitreden lassen. Das Innere seines Hauses kann er freilich einrichten und ausstatten, wie er will, da hat, außer der Baupolizei, niemand hineinzureden. Die Schauseite seines Hauses ist aber nicht nur für ihn da, sondern auch für seine Mitbürger, die gezwungen sind, sie täglich anzusehen, viel öfter und eingehender in der Regel als der Besitzer. Ich könnte ferner daran erinnern, daß die meisten Häuser Alt-Potsdams, auch wenn sie mit dem guten Gelde der gegenwärtigen Besitzer bezahlt wurden, doch ursprünglich ein königliches Geschenk und zwar ein Geschenk von hohem Kunstwert sind, daß der Besitz eines Kunstwerks die moralische Verpflichtung zu dessen Erhaltung auferlegt.

Ich will mich auf diese idealen Gesichtspunkte aber gar nicht versteifen und zum Schlusse die Sache noch einmal von der rein praktischen Seite betrachten. Daß durch Unterlassung der kostspieligen und meines Erachtens, meist nutzlosen, ja zweckwidrigen Ladenausbauten und ähnlicher baulicher Veränderungen viel gespart werden könnte, habe ich schon gesagt. Die Erhaltung des künstlerischen Straßenbils von Potsdam könnte aber der Stadt und damit auch ihren einzelnen Bürgern ein schönes Stück Geld bringen und zwar mit Sicherheit, sobald Potsdam zur Fremdenstadt würde. Ja, ist denn das Potsdam noch nicht, wird man einwenden, kommen nicht alljährlich viele Tausende von Fremden nach Potsdam? Nein nach Potsdam kommen sie nicht. Sie kommen zwar mit der Bahn oder mit dem Massenautomobil hier an, besuchen,

wenns gut geht, flüchtig das Stadtschloß, vielleicht auch die Garnisonkirche und fahren dann schleunigst nach Sanssouci, dem Neuen Palais, dem Neuen Garten, wohl auch nach Babelsberg, um dann sofort, nachdem sie diese Sehenswürdigkeiten erlebigt haben, nach Berlin zurückzukehren. Das Geld für ein Mittagessen, auch noch für eine Tasse Kaffee und für Fahrgelegenheiten ist alles, was sie in Potsdam lassen. In der Stadt Potsdam verweilen sie so gut wie gar nicht. Und doch ist diese Stadt in ihrer Eigenart mindestens so sehenswert wie die Königlichen Schlösser. Das läßt sich aber ändern. Der Grund der Geringschätzung unserer Stadt durch die Fremden liegt darin, daß sie in den Reiseführern gar nicht oder nur flüchtig erwähnt wird. Auch der Fremde sieht und schätzt das Sehenswerte, nur wenn er mit der Nase darauf gestoßen wird. Die Reiseführer merken eine Sehenswürdigkeit nur dann an, wenn von irgend einer Seite schon gehöriges Aufheben davon gemacht wurde. Sie sind so vorsichtig, nichts anzupreisen, was nicht schon von aller Welt angepriesen und anerkannt wurde. Ich gebe zu, daß es weder in dem Zweck noch im Vermögen des Potsdamer Hausbesitzervereins liegt, eine solche Anpreisung in die Wege zu leiten. Wollte er es tun, würde er sich dem Verdacht aussetzen, zu sehr in eigener Sache zu sprechen. Ein solcher Anstoß muß von außen kommen und wird auch kommen. Die Vereinigung Berliner Architekten ist bereits in hochherziger Weise bestrebt, ihn in die Wege zu leiten. Wohl aber können die Potsdamer dafür sorgen, daß Fremde, denen der Besuch der Stadt Potsdam als besonders lohnend geschildert wurde, sich nicht enttäuscht finden, daß sie wirklich das eigenartige Bild antreffen, das ihnen versprochen wurde. Es gibt freilich Fremde und Fremde. Mancher Potsdamer hat wohl selber zufällig gehört, daß ein Berliner Grünkrämhändler, der durch die Straßen Potsdams fährt, bewundernd sagt: Seht mal das Potsdam, wie es sich herausmacht, fast wie Berlin! und dann den falschen Schluß gezogen, daß die Bestrebungen, aus unserer Stadt ein Salmi-

Berlin, einem Berliner Vorort zweiter Güte zu machen, gar nicht so verkehrt seien. Nein, solche Äußerungen können nur zur Beherzigung des Lessing'schen Spruches führen: Merk! Wenn dein Werk dem Kenner nicht gefällt, so ist das schon ein schlechtes Zeichen, doch wenn es gar des Narren Lob erhält, dann ist es Zeit, es auszustreichen. Die Leute, die sich für eine Nachäffung von Berlin begeistern, werden Potsdam keinen Nutzen bringen, die ziehen, und zwar mit Recht, das echte Berlin vor. Der gebildete Reisende aber wird, wenn er nur erst darauf aufmerksam gemacht wurde, sehr bald merken, daß in der Potsdamer Architektur ein unendlich höherer Kulturwert steckt, als in dem ganzen Berliner Weltstadtzauber. Wird die Anziehungskraft Potsdams dann noch vermehrt durch lockende Veranstaltungen, wie Ausstellungen, Festspiele u. dergl., die an Orten stattfinden, die ein Durchqueren der Stadt unvermeidlich machen, wird den Fremden Gelegenheiten zur Verpflegung und Unterkunft geboten, die nicht nur gut sind, das gibt es heute schon, sondern auch eigenartig, dem Geist des Ortes angepaßt, so daß sie zu längerem Verweilen einladen, daß sie manchen Reisenden vielleicht auf den vernünftigen Gedanken bringen, Potsdam nicht von Berlin aus, sondern Berlin von Potsdam aus zu besuchen, dann wird sich der wirtschaftliche Aufschwung Potsdams, den wir alle erstreben, sicher und gesund vollziehen, ohne die schweren Schädigungen, die das heute beliebte Vorgehen im Gefolge haben muß.

